

licher und zuversichtlicher sprechen, als ihre theologische Kenntnis eigentlich erlaubt, und daß aus einer sonst durchaus sachkundigen Darstellung der wissenschaftlichen Kunstprosa der deutschen Katholiken schon infolge der Einteilung die fachliche Leistung viel deutlicher wird als die literarische.

Soviel man aber über einige Grundlinien der Anlage streiten mag, das Buch als Ganzes bietet mit seinen zuverlässigen Aufschlüssen über zahlreiche katholische Schriftsteller Europas und Amerikas und mit seiner selbst denen, die den Text entbehren können, oft sehr willkommenen Bibliographie dem deutschen Leser und auch dem ausländischen, der des Deutschen mächtig ist, eine sonst nirgendwo so bequem gegebene Möglichkeit, sich über die Tätigkeit der Katholiken im literarischen Leben der Gegenwart zu unterrichten. Nachdem die Schwierigkeiten des Anfanges überwunden sind, werden neue Auflagen hoffentlich Gelegenheit zu Ergänzungen, stellenweise wohl auch zur Ausmerzung unliterarischer oder wenig literarischer Fremdkörper und zur Nachprüfung der tragenden Grundgedanken bieten. Da man im allgemeinen bei einem solchen Unternehmen nicht mit Lesern rechnen kann, denen der Weg zu fremdsprachigen Texten offen steht, so wäre das Ideal ein Buch von ganz durchdachter Sachlichkeit und unaufdringlicher Lebendigkeit, ein Buch, das einem die Entwicklungsbedingungen und die Bestände der fremden Literaturen ebenso anschaulich machte wie eine gute Reisebeschreibung ein fernes Land, das man nie besuchen kann.

J. Overmans S. J.

Schaukals Lebensdeutung

In seinem „Shelley“ meinte Francis Thompson, die Kirche habe seit langem die Herrlichkeiten der Dichtung Fremdlingen überlassen. Wenn man zu Thompsons Zeit — das harte Wort in: „sie habe überlassen müssen“ einschränkend — ihm weitgehend zustimmen konnte, heute gilt das Urteil nicht mehr. Wesenhafte Dichter sind aus der Fremde heimgekehrt: Claudel, Jammes, Undset, Sorge, Thompson selbst, schon früher Huysmans, als Kritiker endlich Haecker und Chesterton. Andere schaffen gleich

zu Beginn aus ungebrochenem katholischen Lebensgefühl: Federer, Schauermann usf., und schließlich müßte man erinnern an jene, die unaufhörlich ringen, irgendwie vom Licht der Kirche berührt: Péguy, Rilke, Rimbaud. Der Kampf des 19. Jahrhunderts gegen das Staatskirchentum trieb nicht nur den rationalistischen Geist aus, er gab dem katholischen Leben jenes Licht, jene Wärme, ohne die die Blume der Dichtung nicht blühen kann.

Unter den Heimkehrern steht auch Schaukal, dessen Werk erst zögernd, unbewußt, dann offen und klar in die katholische Weltanschauung hineinwächst¹. Der weiche, in den Sinnen befangene Dichter der „Verse“ und „Bilder“ von einst schließt heute seine Erkenntnisse mit dem einfachen Satz: Ich bin Katholik, in einer katholischen Familie erwachsen. Nur aus dieser totalen Übersicht seines Lebens ist der heutige, in vielem einzigartige Standort des Dichters und Betrachters Schaukal im katholischen Geistesleben verständlich. Denn wie es nicht anders sein kann, der gewandelte Schaukal ist in wesentlichen Zügen sich treu geblieben, alles ist nur in das neue Kraftfeld gerückt. So enthüllt sich dem Beschauer hinter der ruhigen Front des Werkes das fesselnde Ringen jenes aristokratischen Norkünstlers, wie ihn die Vorkriegszeit geprägt hat, mit der schlichten Lehre der Kirche. Darin ein kleiner Ausschnitt des großen Kampfes, den wir heute alle entschlossen zu führen haben: um Christentum und Kultur.

In dieser Sicht bedeuten — mit Schaukals Gesamtschaffen — die „Erkenntnisse“, äußerlich zuerst gesehen, einen lebendigen Ausdruck der Kultur im Sinne gepflegter, weitschauender Menschlichkeit. Das Wort „Urbanitas“ läßt die zahlreichen Unsagbarkeiten dieser Haltung ahnen; der deutsche Mensch, wie er im „ewigen Wien“, dem echten europäischen Erbe zugetan, wuchs, ist Schaukals gelebtes „welt“männisches Vorbild.

¹ R. v. Schaukal, Erkenntnisse und Betrachtungen. 80 (413 S.) Leipzig 1934, Hegner. Geb. M 6,50 — Ders., Beiträge zu einer Selbstdarstellung. Privatdruck der Schaukalgesellschaft (1934) bei der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien.

Dem jungen Schaukal bedeutete „Welt“ etwas anderes: Reiches Leben des unabhängigen Herrn, Ruhm der feinsten literarischen Form — er erlangte ihn. Anders, als er es wollte. Man gewöhnte sich an die dem Genuß zugängliche Pikanterie, die tieferen Töne hörte man nicht. So entstand das Bild des Dekadenten. Er blieb nicht lange in der „Literatur“. Zu innerst angewidert, vertrat er im „Balthesser“ das Lebensideal des „Selbstverständlichen“, des Dilettanten mit Monokel und Aventüren gegenüber dem „Literaten“, der nachts Gedichte auf einen Zettel schreibt und das merkwürdig findet. Wie Schaukal selbst bekennt, war das gefährlicher Protest und wie aller Zynismus nur mit einem Körnchen Wahrheit. Es ist der echte Wunsch nach der natürlichen Haltung abseits aller bohémehaften Programmgeschäftigkeit. Im Hintergrund schon mit der in den Etappen bis zu den „Erinnerungen“ immer deutlicher werdenden Einsicht in die Aufgabe der Kunst: in Wahrheit dienendes Werk nicht Selbstzweck zu sein (S. 332). Diese Loslösung von der geharnischten Blasiertheit zur Innerlichkeit hin ist vor dem geistigen Forum unerwidert verhallt, das große Publikum, soweit es Schaukal kennt, schätzt nur den bequemen Weg bis zum „Balthesser“. Die schon früh vorhandene Sehnsucht nach echter Lebensformung in Familie und Staat — vom wirklichen Balthesser gelebt —, die bald darnach die Grundstimmung seines künstlerischen und kritischen Schaffens wurde, beachtete man kaum. Als rechtfertigend für dieses, von Schaukal schmerzlich beklagte Übergehen könnte man nur die dichterische Qualität der ersten Periode anzuführen versuchen. Die elegante Form und unmittelbar wirkende sinnliche Kraft, der „Lynx“, mancher „Bilder“ hat das spätere, nachdenkliche Werk selten erreicht. In die Weltliteratur wird so leichter jene erste Dichtung eingehen, und gerade von dieser kann viel, aber nicht alles, in den Bereich der katholischen Literatur einbezogen werden. Den nicht immer vermiedenen Fehler, Katholisches sehen zu wollen, wo es nicht ist noch sein will, brauchen wir nicht zu wiederholen. Vor allem, da das „verschwiegene“ Werk Schaukals zahlreiche

Schönheiten, allerdings nicht auf glatter Straße erreichbare, birgt.

Als Krönung dieses reifen, betrachtenden Schaffens hat Schaukal jetzt die „Erinnerungen“ dargeboten. Eine Wesensschau über die Dinge des Alltags hin zu der Stellung des Menschen vor Gott, leidenschaftlich und offen. Mithin die rechte Gelegenheit, in die innerste Lebensdeutung Schaukals einzudringen. — Kern aller Gestaltung, Zünglein an der Waage in der Beurteilung menschlicher Leistung ist für Schaukal die im Gewissen verpflichtende Wahrhaftigkeit. Geläutert erscheint hier die alte Forderung der „Selbstverständlichkeit“; das war die Kraft, die zwar verzerrt, selbst im Dandytum wirkte. Sie soll den Menschen überall bewegen, wobei das „überall“ keine Phrase ist, auch die belanglosen Fragen greift Schaukal entschlossen an. Hierin ist seine Stellung einzigartig, er ist einer der ganz seltenen Denker der Neuzeit, der sich nicht scheut, auch bei Nebensächlichkeiten gesellschaftlicher Kultur zu verweilen. Gewiß, manche dieser Überlegungen sind uns fremd, wecken Erinnerungen an „Entwürstungen“ jetzt verstaubter Salons, sind mit dem Recht der „guten“ neuen Zeit anders anzustellen — unberührt davon bleibt das oft vorbildliche Ziel. Was in Schaukal lebt, ist bestes europäisches, deutsches Erbe, weltmännische Haltung verbunden mit christlichem Geist. „Kindlein, liebet einander“ ist der Anfang aller Geselligkeit (S. 222); davon ausgehend sucht Schaukal den Blick für die Notwendigkeiten menschlichen Zusammenseins zu schärfen. Eine Schule der Welt entsteht hier, mit den adligen uns abhanden gekommenen, aber heimlich bewunderten Gebäuden nicht des Snobs, sondern des echten Edelmannes. Manchmal mag Schaukal in der Schätzung der Form zu weit gehen, unsere Zeit ist nicht ganz schlecht, und Mißtrauen gegen „gepflegtes Benehmen“ ist nur zu oft berechtigt. Wir erstreben eine neue gesellschaftliche Kultur und haben das Recht dazu. Was uns trotzdem mit Schaukal eint, ist die Liebe zur ewigen schönen Form. So darf manches altmodische Wort nicht abschrecken; die tiefere Einsicht zeigt, daß Schaukal mit dem rechten Gespür arbeitet.

Es ist dasselbe feine Gefühl, das ihn auch in Fragen der geistigen Bildung

leitet. Wenn er das Fortschrittsgeschrei in seinen zahllosen Variationen anprangert, dann ist das notwendige Zeitkritik. Es ist ungetrübtes Wertbewußtsein, wenn er in seiner Bücherliste — von persönlichem Geschmack abgesehen — das große 17. Jahrhundert dem Voltairianismus vorzieht. Schaukal führt eine scharfe Waffe; der jungen Generation vor allem (hier spreche ich pro domo) ist nicht jeder Angriff verständlich. Die Zeit ist auch nicht nur häßlich, ungeistig, entseelt. So erleichtert man die aktuelle Aufgabe nicht. Aber auch hier muß man, trotz anderer Ansicht, mit Schaukal die tiefe Sorge um unser Schicksal teilen. Wir sind wieder ganz mit ihm einig, wenn er gegen den vorurteilsfreien, gleichmacherischen Entwicklungsglauben die wahre Ordnung verteidigt: Im Staate das Gefühl für wahre Obrigkeit, für Wahrung des Erbes, für Familie und Heimat. Mit andern Worten: sich für die Fundamente christlicher Kulturpolitik einsetzt.

Dies alles wird in der lebendigen Sprache des Künstlers gesagt. Im Stil oft verschnörkelt, versuchend das Gegensätzliche unmittelbar im Hin und Her, nicht sauber voneinander geschieden, zu packen, besonders wenn es um philosophische Dinge geht. Klar und ruhig dort, wo er von seinen eigensten Angelegenheiten: der Schönheit der Natur, der Kunst oder geliebten Menschen spricht. Hier in den verborgenen Bezirken des menschlichen Herzens erwacht der Dichter Schaukal, hier in der Mitte seiner Betrachtungen enthüllt er den Kern seines Wesens selbst.

Erkenntnis des Menschen ist für Schaukal nicht abstrakter, allgemeiner Denkgang, sondern geschieht immer von der eigenen Person gesehen im Widerspruch des Daseins. „Mein Werk ist Bekenntnis“. Bekenntnis der „Menschlichkeit“, die für ihn dann wertvoll wird, wenn sie sich auch im Widerspruch bewährt hat. Daher seine Verehrung für Franz von Sales, „der sanft und stark durch Welt und Weltlichkeit wandelte“ (S. 55), daher die Forderung der unbedingten Wahrhaftigkeit. Aber eben in dieser „Wahrhaftigkeit“ liegen Gefahren, denen Schaukal nicht entgangen ist. Ein Mißverständnis ist schon die Deutung der „Wahrheit“. Ausgehend von Joh.

14, 6 sagt er, Wahrheit sei nicht etwas durch Gedankengang zu Erreichendes, kein Endziel, sondern etwas zu Erlebendes, sei Weg und Leben (Vorklang). Gewiß, die letzte Wahrheit (Christus) ist zugleich ihr Weg, aber sie steht auch am Ende des Weges (was Schaukal ablehnt), und so sind auch alle Wahrheiten der Welt „Erlebnis“ und „Ziel“. Die Erklärung kommt einer Auflösung der Wahrheit in eine Summe von Wahrheitsakten gleich. Er würde diese Folgerung wohl selbst nicht wünschen; trotzdem zeigt der Satz „Wahr ist, was ich glaube“ (S. 48), daß Schaukal zu leicht geneigt ist, die Wahrheit in eine Haltung des Menschen zu verlegen. Notwendigerweise bedeutet für ihn dann Glauben nicht an etwas glauben, sondern gläubig sein (S. 49). — Schwierigkeiten hat man ferner bei seiner Lehre vom „Lebendigen“. Es ist zwar richtig, daß die „Formelung Körper, Seele nicht genügt“ (S. 27), aber ihr zu Grunde liegt nicht „die Tatsache des Lebendigen“, sondern die Einheit beider in der Person. Schaukals Lebendigkeit verschwimmt in ein Teilhaben an einem vagen Begriff „Leben“, und führt leicht zur Zerstörung der Leib-Seele, wie es sich sofort erweist, wenn Schaukal auf der Lebendigkeit eine Dreieit Körper, Geist, Seele (später kommt noch das Herz dazu) aufbaut. Geist und Herz (Prinzip der Freiheit und Abhängigkeit) stellen nach ihm den Menschen an die Spitze der Schöpfung, nicht die von den andern Beseelungen nur gradmäßig verschiedene Seele (S. 30). Hier verfällt die „geistige Natur“ des Menschen, die Seele, in „Prinzipien“; aber nicht durch eine oder die andere Eigenschaft ist der Mensch die Krone der irdischen Kreatur, sondern durch ein und dieselbe ungeteilte Seele (Thomas, S. th. 1, q. 76, a. 3).

Das sind einige der Unstimmigkeiten. Sie haben verhindert, daß Schaukal im philosophischen Bereich ähnlich die tieferen Wesenheiten enthüllt, wie etwa Claudel in seiner „Ars poetica mundi“. Sie mögen manchmal aus Mangel an eindeutigen Sprachgebrauch, aus der „gefühlten“ Darstellung entspringen. — Schaukal will zudem sein Werk als Wachstum, nicht als Ergebnis verstan-

den wissen — trotzdem erfährt man schon zu Beginn die befreiende Demut vor dem Glauben, und das letzte Wort ist das einzige: Herr, hilf meinem Unglauben!

Mit diesem Ruf ist auch alles, was sich an Schiefem finden mag, gezeichnet, nicht als Auflehnung, sondern als Unklarheiten auf dem mutigen Wege des Erkennenwollens der Wahrheit. Gelöst wird Schaukals Philosophie eher bei der Philosophie augustinischer Prägung Ruhe finden als beim Thomismus.

Schaukal lebt aus der Kirche und will aus ihr leben. Voll Tiefe und Kraft sind die Impressionen über die Sünde, den Glauben, der aus der Liebe stammt, die Demut des Sünders vor der Vermittlung, über Arbeit, Ehe und endlich über die Schönheit des Todes. Nicht gesagt und doch spürbar wirft hier der große Lebensbaum seinen Schatten: die Kirche, unter deren gewaltiger Kuppel jeder Erlöste Platz hat, Weltmann, Bauer, Nonne, Dame und Kind.

W. Kölmel.

Besprechungen

Religiöse Schriften

Frühes Erkennen, frohes Bekennen. Von Erika Falter. kl. 8^o (187 S.) Paderborn 1934, Verlag von Ferdinand Schöningh.

Der Schrift liegen die Zeilen eines Tagebuches zu Grunde. In den lehrhaften Ausführungen ist dieses wohl etwas nachgearbeitet, entsprechend dem Zweck, auch andern den Weg zu beschreiben. Im übrigen hat sich die Verfasserin für die Vorstellung nicht umgekleidet. Vor Gott tritt sie beim Lesen der Heiligen Schrift mit dem Gebet um reinen Sinn und der Bitte, doch ja nicht katholisch zu werden. Vor sich verdeckt sie weder einen leichten Radikalismus der Jugend, den eine Freundin entdeckt, noch gelegentliche schwache Ausflüchte. In diesem geraden Sinn ergreift sie denn die volle Wahrheit, die ihr, wie allen, zum scharfen Schwerte wird, des Erkennens und des Trennens, und doch wieder zur frohen „Weihnachtsstube“ ihrer Gaben. Mit diesem geraden Sinn wird sie mit den „Erlösten“ Wittigs in zwei kurzen Sätzen fertig. Treffend erkennt sie bei Gelegenheit von Exerzitien, daß die letzten religiösen Gedankengänge kein Zerreden mehr vertragen, sondern nur Aufnahme; das erste Mal war sie noch in eigener Diskussion zu sehr befangen gewesen. — Das Buch scheidet in Rom vom Leser, auch in ihm frohen Dank weckend.

S. Nachbaur S. J.

Stimmen des St. Annaberges. Von Hilde Jellen. 8^o (175 S.) Breslau 1934, Hirt. Kart. M 4.50

Stimmen der Zeit. 128. 3.

Die Verfasserin erzählt von dem wunderbaren Entstehen des Heiligtums der hl. Anna, von der Sorge frommer Gründer, von Franziskanermönchen, die, aus ihrer Heimat vertrieben, zu Hütern wurden, von dem Greuel der Verwüstung, die auch an dieser heiligen Stätte herrschte, von Menschen, die in Leibes- und Seelennot zum Gnadenbilde St. Annas wallfahrteten und begnadet wurden. Und seit dem 16. Jahrhundert sorgt die hl. Anna in Mutterliebe für alle Mühseligen und Beladenen, die zu ihrem Bilde wallen. Wird erwogen, daß auch in unsern Tagen alljährlich bis zu 200 000 Menschen zu dieser Gnadenstätte wallen, dann ist die Darstellung etwas zu allgemein geblieben. Auch die Sprache scheint zu gekünstelt; nicht selten finden sich auch ganz platte Wendungen.

J. Tebbe-Biedenharn S. J.

Verheiratet. Ein Buch von Mann und Frau. Von J. B. Deelen. 8^o (192 S.) Paderborn 1934, Bonifacius-Druckerei. Kart. M 3.—, geb. M 3.75

Selten vereinigen sich in einem Ehebuch reife Erfahrung und Seelenkenntnis der Geschlechter, Klarheit und Grundsätzlichkeit der Einstellung, heiße Liebe zum Leben und tiefe Gläubigkeit so glücklich wie in diesem, von dem angesehenen holländischen Arzte und Schriftleiter des „Katholischen Ärzteblattes“ verfaßten Werke, das G. J. Wijnands M. S. C. in dankenswerter Übertragung einer deutschen Leserschaft zugänglich macht. Mit feinem Takt und mit Verständnis gerade auch für das frauliche Erleben der Ehe geht der Ver-